Huch, Ricarda
Jeremias Gotthelfs Weltanschauung.

Jeremias Gotthelfs Weltanschauung

Vortrag

von

Ricarda Huch



Bern – Verlag von A. Francke – 1917

Jeremias Gotthelfs Weltanschauung

Vortrag

von

Ricarda Huch



Bern - Verlag von A. Francke - 1917

Buchdruckerei Benteli A.-G., Bümpliz-Bern.

Wo über Gotthelf gesprochen oder geschrieben wird, betont man beinahe ausschließlich seine literarische Bedeutung. Daneben bedauert man, daß seine politischen Interessen so viel Raum einnehmen und daß seine politische Richtung ihn bis zu einem gewissen Grade blind und ungerecht gegen seine Zeit gemacht habe. Der künstlerische Wert von Gotthelfs Werken liegt auf der Hand; mir scheint aber, daß er nicht trotz dem vorhanden ist, was man das Politische oder das Pädagogische oder das Religiöse nennt, sondern infolge davon, daß er eine Folge von Gotthelfs zusammenhängender Weltanschauung ist, die bei ihm nicht nur eine Ansicht war, sondern eine lebendige Kraft. Es ist ganz verkehrt, ihn einen Konservativen oder Reaktionär zu nennen; denn er gehörte gar keiner Partei an und war überhaupt kein Politiker, haßte vielmehr die Politik und hielt dafür, daß Politik, sogenanntes politisches Leben ein krankhafter Zustand und Krankheitssymptom sei. Die Krankheit, die Gotthelf meint, könnte man das Überwiegen der menschlichen Kräfte über die göttliche Kraft nennen, das Über-

wiegen menschlicher Einsicht und menschlichen Willens über die göttliche Weisheit und den göttlichen Willen. Im Vorwort zu Zeitgeist und Bernergeist sagt er selbst in bezug auf Bitten aus dem Publikum, er möge doch die leidige Politik aus seinen Büchern weglassen, und als Erklärung, warum trotz dieser Bitten sein neues Buch von Politik strotze.

„Wer mit Liebe am Volke hängt, der muß überall mit der radikalen Politik feindlich zusammenstoßen, denn dieselbe ist eigentlich keine Politik, sondern eine eigene Lebens- und Weltanschauung, die alle Verhältnisse umfaßt, der ganzen Menschlichkeit sich bemächtigen will." Es handelt sich also nicht um verschiedene politische Richtungen, sondern um entgegengesetzte Weltanschauungen. Der modernen stellt Gotthelf die seinige gegenüber, die mit dem christlichen Glauben zusammenfällt, und von der ich zunächst die allgemeinen Umrisse ziehen möchte.

Das Element seiner Werke und seiner Weltanschauung ist Kampf, derselbe, der das Wesen der germanischen Mythologie wie das des Christentums ausmacht, eine Verwandtschaft, die Ursache war, daß die Germanen das Christentum mit besonderer Innigkeit ergriffen. Die germanische

Mythologie, als Naturreligion, nennt die kämpfenden Gewalten Licht und Dunkel, das Christentum nennt sie Gut und Böse oder Gott und Teufel, Liebe und Selbstsucht. Der Unterschied jedoch ist da, daß das Christentum zum Kampfe den Sieg gibt, vollzogen durch Christus und den an ihn glaubenden Christen, die freie Persönlichkeit, welche aus Liebe in sich und außer sich das Böse durch das Streben nach Vergöttlichung überwindet.

Der Sieg des gotterfüllten endlichen Menschen in dem unendlichen Kampfe zwischen Gott und Teufel ist der Inhalt von Gotthelfs Werken; anstatt Teufel kann man auch sagen Welt oder Menschen.

Daß der Teufel der Herr der Welt ist, und daß man insofern Teufel und Welt gleichstellen kann, das ist eine geläufige Vorstellung. Welt im religiösen Sinne ist die Summe alles dessen, was der Mensch selbst denkt und tut, alles dessen was von menschlicher Willkür abhängt, was nicht durch die göttliche Ordnung bestimmt und vorgeschrieben, nicht von Gott eingegeben ist. Welt begreift alles in sich, was aus dem Verstande und aus der selbstsüchtigen Natur des Menschen hervorgeht. In der Welt herrscht der Kampf ums Dasein und das Recht des Stärkeren, das innerhalb der Welt nur durch den Verstand, gewissermaßen die auf Be-

N.B.

griffe gebrachte Selbstsucht, reguliert werden kann. Der Verstand befähigt den Menschen, die göttlichen Gedanken nachzudenken, sie zu kritisieren, zu bezweifeln, zu verfälschen, aber nicht neue zu schaffen.

Gott, im Gegensatz zur Welt, offenbart sich in der Natur und in der Geschichte als das Feste im Veränderlichen, das Gesetzliche in der Natur, die willensfreie Persönlichkeit in der Geschichte. Im engeren Sinne ist die Offenbarung der in der Bibel niedergelegte Wille Gottes. Um diesen Willen recht zu verstehen, muß man also beides, die Bibel und Natur und Leben kennen. „Wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat", heißt es in Anne Bäbi Jowäger, „so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben, das heilige alte Buch, das nicht bloß ein Vikar soll auslegen können, sondern jeder Christ verstehen, aber auch das wunderbare Buch, das alt ist und doch jeden Tag neu wird ... das Gott mit lebendigem Atem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen ... ein Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halb dunkel wenigstens bleibt ein Buch ohne das andere Buch." Im Leben gehört, weil es aus der Natur hervorgeht, zur göttlichen Ordnung das was sich organisch

entwickelt, zur menschlichen Ordnung was der Mensch organisiert. Die Familie ist der Urkeim des gesellschaftlichen Körpers, aus der selbstsüchtigen Natur, den natürlichen Trieben des Menschen hervorgegangen, und sie ist zugleich nach einem Ausdruck Gotthelfs die Zelle im Reiche Gottes, da sie durch die höhere Liebe, das ist die Treue, zusammengehalten wird; sie vereinigt also Welt und Gott. In ihren Beziehungen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern und Geschwistern ist sie ein natürliches Abbild der Beziehungen zwischen Gott und den Menschen und ein Vorbild der Beziehungen zwischen den Menschen untereinander. Nach der göttlichen Ordnung ist der Mann, der mehr körperliche Kraft und mehr Verstand hat als die Frau, das Haupt der Familie, der sie nach außen, in der Welt, vertritt und nach außen für sie verantwortlich ist, deshalb eine gewisse Gewalt über sie haben muß. Entsprechend dem Vorbilde dieser Zelle haben auch die größeren Verbände ein Haupt, eine Obrigkeit, die sie nach außen vertritt und im Maße ihrer Verantwortung Gehorsam fordert. Die Unterschiede, die die Familie gliedern, sind natürlicher Art: die mit Alter, Geschlecht und Eigenart verbundenen Kräfte. Ebenso bilden sich innerhalb der

natürlich-göttlichen Ordnung größere Gemeinschaften nach Verschiedenheiten in Besitz, Beruf, Tätigkeit, Abstammung usw.: Stände, Zünfte, Gemeinden, Provinzen, Reiche. Wie Pflanzen und Tiere nach Verwandtschaft und Verschiedenheit zusammengehören und sich absondern, so gruppieren sich auch die Menschen; in Natur und Leben herrscht eine Art Formbildung, gibt es eine unendliche Anzahl von Gewächsen, Individualitäten, von denen jedes sich seiner Natur nach durchsetzen will, sich Rechte zu erkämpfen und zu erhalten sucht. Daß die gesamte, unendliche Vielheit von Einzelerscheinungen eine Einheit bilde, eine unendliche große Familie, deren Vater Gott sei, diese Idee wurde zuerst von Christus ausgesprochen und in seiner Person Tatsache. Die Religion der Liebe erklärte alle Menschen zu Brüdern und die gesamte Natur in den Verband der Liebe aufgenommen; aber sie tat es, ohne die unendliche Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen aufzuheben, im Gegenteil sie beruht darauf. Die christliche Einheit ist eine Kraft, welche die Einzelgebilde durchdringt und von innen heraus miteinander verbindet, keine Einrichtung zur Einigung von außen, keine Organisation oder Zentralisation; sie löst weder Formen auf, noch setzt sie mechanisch

neue zusammen, sondern sie versöhnt die miteinander kämpfenden.

Die selbstverständliche Geltung der göttlichen Ordnung, welche auf der durch persönliche Liebe vermittelten Ungleichheit beruht, wurde grundsätzlich aufgehoben durch die Lehren der französischen Revolution, die seit der Reformation sich vorbereitet hatten. In der Erklärung der Menschenrechte wurde zum erstenmal die menschliche Ordnung der göttlich-natürlichen gegenübergestellt als die bessere, als die Frucht einer höheren, im Laufe der Entwicklung gewonnenen Einsicht. Das Christentum erklärte die Gleichheit aller Menschen vor Gott, besser die Aufhebung der weltlichen Ungleichheit vor Gott; die Revolution verlangte als Erfordernis der Gerechtigkeit die Gleichheit aller Menschen in der Welt. Nach der göttlichen Ordnung gibt es in der Welt nur Vorrechte, die sich die einzelnen Individuen, Personen oder Verbände erkämpfen oder die durch Gottes Gnade, und dann wieder durch die Verwalter der göttlichen Gnade verliehen werden; die menschliche Ordnung wollte die Gnade ausschalten und sich nur auf das Recht gründen, und zwar auf gleiches Recht für alle, weshalb der Ausdruck Rechtsstaat eingeführt wurde, der Gotthelf so widerwärtig war.

Der moderne Mensch, der innerhalb der menschlichen, organisierten Ordnung geboren und aufgewachsen ist, kann sich zunächst schwer von dem Gedanken losmachen, eine möglichst gleichmäßige Verteilung des irdischen Glückes unter die Menschen sei Pflicht der Gesellschaft, etwas Gutes und Edles. Es kommt ihm fremd vor, daß Gott, der die Liebe ist, Armut, Unglück, alle möglichen Übel, ja das Böse gewollt haben solle. Er vergißt, daß Gott sich in der Persönlichkeit offenbart, und daß die Persönlichkeit Quelle der Ungleichheit, oder umgekehrt die Ungleichheit Quelle der Persönlichkeit ist. Nur im Kampfe, nur in freier Wirksamkeit und Betätigung erwirbt sich die Persönlichkeit ihren Charakter. Indem man den Zufall und das Böse durch Einrichtungen ausschalten will, anstatt das Böse persönlich zu bekämpfen und den Zufall zu benützen, schaltet man die freie und kräftige Persönlichkeit und schaltet man Gott aus. Mit Recht ist deshalb gesagt worden, das Wesen der Revolution bestehe in der Erblindung für das Persönliche, und durch eine große Persönlichkeit wurde ja auch die Revolution abgeschlossen, nämlich durch Napoleon I., für den Gotthelf eine besondere Vorliebe hatte.

Insofern kann man nun Gotthelf einen Konserva-

tiven nennen, als er ein entschiedener Anhänger des Alten, der alten göttlichen Ordnung war.

„Unter dem Alten", sagt er in Jakobs Wanderungen, „verstehen wir nämlich die alte Ordnung Gottes gegenüber den Theorien und Dummheiten der Menschen. Nach der alten Ordnung Gottes bildet Gott fort und fort, seine schaffende Hand ist im Sande mächtig, aber den Menschen unmerklich; nach der alten Ordnung Gottes soll der Mensch alles, über was Gott ihn gesetzt hat, veredeln ... Aber was anders als Gott gewollt, und nach anderen Gesetzen als Gott gesetzt, da kann der Mensch nichts machen, und versucht er es, so verbrennt er die Finger oder Flügel, wie schon die Alten es erfahren und in schönen Fabeln den Nachkommen überliefert haben." Ich möchte nun verfolgen, wie sich die göttlich-natürliche Ordnung in Gotthelfs Werken im einzelnen darstellt.

Die erste Gruppe in der Welt und zugleich im Reiche Gottes ist wie schon gesagt die Familie, und die Familie, der Gotthelfs ganze Vorliebe gehört, steht im Vordergrund seiner Werke. Der ewige Gegensatz von Gott zu Welt stellt sich innerhalb dieser Keimzelle dar in Mann und Frau, und zwar so, daß die Frau die Vertreterin Gottes, der Mann der Vertreter der Welt ist. „Des Hauses

Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes" nennt er sie, „das innerste Rädli, den Geist im Haushalt" und dann wieder „die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen". In dieser Auffassung stimmen alle großen Dichter überein, aber keiner, auch Goethe nicht ausgenommen, hat die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füßen auf die Erde gestellt, und darum so vollendete Frauengestalten geschaffen wie Gotthelf. Er ist der wahre Frauenlob und ihm vor allem haben die Frauen Ursache, ein Denkmal in ihrem Herzen zu setzen.

Die Frau ist die Vertreterin Gottes, weil sie mehr Liebe und infolgedessen mehr geistige Kraft hat als der Mann, die nichts gemein hat mit Sentimentalität, die im Kopfe, und nichts mit Leidenschaft, die in den Sinnen lebt, sondern Herzensliebe, die aus der natürlichen Gatten-, Kindes-, Eltern- und Geschwisterliebe emporwächst, sich zur Treue verewigt und zur Gottes- und Nächstenliebe verklärt. Gotthelfs junge Mädchen verlieben sich wohl; aber bei der größten Sehnsucht und Zärtlichkeit bewahren sie stets eine gewisse Zurückhaltung, die sie zuweilen fast kühl erscheinen läßt, es ist die Kühle eines lauteren Herzens. Vreneli liebt ihren Uli von Anfang an, das merkt der Leser, ebenso

das Meyeli den Jakobli in Anne Bäbi Jowäger, das Anneli den Felix in der Vehfreude, das Anneli den Jeremias im Bauernspiegel. Alle diese sind arme, mehr oder weniger verlassene, im Leben schon schwer geprüfte Mädchen, die in dem Geliebten zugleich eine Heimat, einen Beschützer ersehnen. Trotzdem bleiben sie immer aufrecht, voll natürlicher Würde und natürlichem Stolz, und wenn das Herz auch einmal weich und schwach werden will, so führt es doch nie zum Sinken, zu qualvollen Kämpfen, es ist mehr nur ein schönes Zeichen des warmen Blutes, das in ihnen fließt. Sie sind immer des Herren Magd, über dem Manne noch ist Gott ihr Herr, und das Gefühl, daß sie sich nie ganz verlieren werden, weil sie Gott gehören, verleiht ihnen, mehr oder weniger bewußt, die Unnahbarkeit und Überlegenheit. Andrerseits gibt er ihnen auch die Freiheit, sich unbefangen und sorglos gehen zu lassen, sie sind wohl stolz aber nicht zimperlich, zeigen ihr Gefühl großherzig. Vreneli zeigt ihre Liebe, indem sie dem Mitknecht soviel wie möglich in die Hand arbeitet, ihm gefällig ist, andere, die dazu keine Gelegenheit haben, tun es mit freundlichen Blicken und Worten. Sogar das zarte Anneli im Bauernspiegel leitet das Liebesverhältnis selbst ein,

indem sie dem abgebrannten, verlassenen Jeremias ein Geschenk bringt und ihre Zuneigung offenbart. Sie haben es genau im Gefühl, wie weit das Herz die Schranken der Konvention durchbrechen darf, wie weit sie um der Sitte und um des Rufes willen zu respektieren sind, was Gott und was dem Kaiser zu geben ist. Bei den meisten Mädchen ist das Mitleid der Antrieb zur Liebe, wie die Mutter Anneli in Geld und Geist so schön erzählt, daß sie sich ihrer Liebe zu Christen erst bewußt wurde, als sie ihn weinen sah, weil sie mit einem anderen tanzte. Deren Tochter, ein besonders anmutiges, frisches, mutwilliges Geschöpf wählt sich einen etwas unbehilflichen, wortkargen Burschen, der nur der Gegenstand ihres Witzes zu sein glaubt. Auch hier liegt dem kecken Übermut Warmherzigkeit zugrunde und tritt weibliche Hilfsbereitschaft im Gewande entschlossenen Zugreifens auf. Als am meisten leidenschaftlich ist Anne Marei, die Braut Reslis in Geld und Geist geschildert, die überhaupt vom bäuerlichen Typus etwas abweicht, mehr städtisch vornehm wirkt. Ihre Leidenschaftlichkeit wird gemäß der Atmosphäre kraftvoller Reinheit, die in der Welt Gotthelfs herrscht, als Flecken aufgefaßt und bringt sie beinah um die Liebe dessen, dem ihre leidenschaftliche Liebe gilt.

Sie ist auch weniger des Herren Magd als die vorhin genannten Mädchen, und wird als zwar sich nach Glauben sehnend, aber noch ungläubig dargestellt. Man sieht voraus, daß der von der Mutter Anneli in die Familie eingepflanzte Geist im Laufe der Ehe auch ihr Herz ergreifen wird, das ihm so sehnsüchtig entgegenkommt.

In der Ehe entwickelt sich das fröhliche, tapfere Mädchen zur Heldin. In den Kreisen wo Armut herrscht, geschieht das schon durch die täglich neu erforderte Anstrengung zur Überwindung der Not. Die Frau arbeitet nicht weniger hart, eher mehr als der Mann zum Erwerben des täglichen Brotes, und mit geringeren Körperkräften, noch dazu aber liegt es ihr ob, durch die Kraft ihres Gemütes die Verzagtheit, die Bitterkeit, den Unmut, die Verzweiflung und Sünde zu überwinden, die große Armut mit sich bringen kann. Scheinbar ist die Aufgabe, das Leben des Mannes auf einen harmonischen Akkord zu stimmen, für die reiche Frau leichter; aber in Wirklichkeit liegen im Reichtum ebenso große Gefahren, nur daß es die entgegengesetzten sind. Mit dem Reichtum dringt die Welt, das Materielle, in alle Fugen des Hauses, und es bedarf einer außerordentlichen Kraft des Gemütes, um die erstickende Wirkung desselben aufzuheben,

und das Haus mit der reinen, heiteren Atmosphäre des göttlichen Friedens zu durchdringen. Diese Aufgabe löst die Mutter Änneli in Geist und Geld.

Der Familie des reichen Bauern Christen droht Unfrieden und völlige innere Erkrankung und Auflösung dadurch, daß der Bauer eine größere Summe Geld durch eigene Schuld verloren hat. Beiden, ihm und der Frau, scheint es notwendig, das Verlorene wieder einzubringen; aber der Bauer möchte es damit erzwingen, daß seine Frau den Armen weniger gibt, während die Frau meint, er könne etwas tätiger und betriebsamer in der Landwirtschaft sein. Dieser Gegensatz zerreißt die Familie so, daß an Stelle der früheren Liebe und Einigkeit Gehässigkeit tritt und ein vollständig unhaltbarer Zustand, die Stimmung vor einer nahen Katastrophe sich ins Haus einschleicht. Zweifellos ist Änneli, die Bäuerin, im Recht; aber nun kämpft Änneli zu der Einsicht sich durch, daß sie trotzdem im Unrecht ist, weil die Liebe nicht rechten soll und die Frau mehr Liebe hat und mehr Vernunft, die unmittelbare Einsicht der Liebe, und deswegen für das innere Glück der Familie verantwortlich ist.

Wäre die Sonne eine Person, so würde man ihr einen Vorwurf machen, wenn es auf der Erde kalt wird; denn sie hat ja das Licht und die Wärme.

Ebenso geht es der Frau in Gotthelfs Welt: sie ist die Sonne, die die stets aufsteigenden Nebel, Wolken und Winde verteilen und vertreiben muß, bis die Helligkeit und Wärme herrscht, deren das Leben bedarf.

„Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam", sagt Gotthelf einmal, „der schließt das Herz auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Enkelkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit seiner Klarheit." Diesen Verlauf der Verklärung ins Überirdische erleben wir an Anneli. Nachdem sie sich selbst überwunden, alle Schuld auf sich genommen und der Familie den Frieden wiedergegeben hat, ist sie zum heldenhaften Opfer bereit. Sie pflegt eine an einer ansteckenden Seuche erkrankte arme Familie, wird selbst davon ergriffen und stirbt. Ihr Tod erscheint wie das natürliche Schreiten von einer Stufe zur andern, nur daß die zuletzt erreichte diejenige ist, die unsere körperlichen Augen nicht mehr sehen.

Die Frömmigkeit dieser Mädchen und Frauen äußert sich nur selten in Reden über Gott und göttliche Dinge; sie sprechen darüber nur, wenn es die Umstände durchaus erfordern, etwa um den Mann oder die Kinder auf den Quell der Hilfe aufmerksam

zu machen, oder weil Gotthelf durch ihren Mund predigt. Als das Vreneli in Uli der Pächter verzweifeln will über ihres Mannes Geldsucht und Lieblosigkeit gegen sie, erklärt ihr die Glunggenbäuerin, die Mutterstelle an ihr vertritt, sie dürfe durch solche Widerwärtigkeiten sich nicht niederdrücken lassen, auch nicht schmollen oder zürnen, müsse sie als Prüfungen erkennen, die zu ihrer Veredlung dienen sollen.

„He Kind, für was bist auf der Welt? Etwa für Lehenmannin auf der Glungge zu sein, ein Dutzend Kinder aufzustellen und ein paar tausend Gulden an einen Haufen zu kratzen? Eben um dich zu ändern, zu lernen was du nicht kannst, statt der alten Natur nach einer neuen zu trachten, dafür bist du da, dafür bist du getauft und unterwiesen." Aber dann setzt sie hinzu: „Sieh, ich rede von solchen Dingen nicht gerne, die gehören in das innerste Herzkämmerlein. Wie ein junges Mädchen nicht gern von einem Schatz redet als mit der allerbesten Freundin und allemal rot wird, wenn es dessen Namen hört, so habe ich es mit dieser Sache und mit dem, der mich allein selig machen kann." Die Frömmigkeit äußert sich nur im Tun, in der Kraft, mit der diese Frauen ihre Pflicht erfüllen, und in ihrer erfrischenden Heiterkeit; das fällt aber zusam-

men, da die Heiterkeit nichts als eine Ausstrahlung jener Kraft ist. Würde man nur von Pflichterfüllung sprechen, so würde man die Sache durchaus nicht richtig bezeichnen; denn sie tun die Pflicht nicht als Pflicht, sondern als Bedürfnis des Herzens, erstens aus Liebe zu Gott und Ehrfurcht vor seinen Geboten, dann aus Liebe zu den Menschen, die ihnen nahestehen. Bei jeder Sache die man tut mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei sein, das ist nach Gotthelfs Auffassung christlich.

Die Aufgabe, die Sonne des Hauses zu sein, wäre verhältnismäßig leicht, wenn Dankbarkeit und Anerkennung der Welt die Frau lohnte. Aber was innerhalb der Familie, des Hauses geschieht, sei es das heldenmütigste Opfer, feiert die Welt nicht; auf Ruhm und Ehre darf die Frau nicht rechnen. Die Liebe Gottes, die sie hat, muß sie höher anschlagen als alles was die Welt geben könnte. In den meisten Fällen entschädigt sie nicht einmal das rechte Verständnis des Mannes.

Überhaupt ist gegenüber der Sonnenhaftigkeit der Frau der Mann bei Gotthelf ein dunkler Punkt. Er hat eigentlich nur Geld im Kopfe, aber sehr oft nicht einmal Geschick es zu erwerben. Es geht in Gotthelfs Welt nach dem Sprichwort: wo ein paar Männer zusammenstehen, reden sie von Geld,

Frauen von der Liebe. Sie sind äußerlich und innerlich plump, schwerfällig, beschränkt, d. h. beschränkt auf das Weltliche. Wenn es sich um Gelderwerb handelt, nehmen sie es mit der göttlichen Geboten nicht genau, dagegen den äußern Schein zu wahren sind sie sehr bedacht, den herrschenden Gebräuchen gegenüber sind sie sehr feige. Als Gotthelf einmal erwähnt, daß manche Frauen die Kirche als eine Art Theater betrachten, fährt er fort:

„Aber warum sollte man das den Frauen, dem schwächeren Teil, nicht verzeihen, da die Männer nicht nur in der Kirche, wo sie noch selten genug erscheinen, sondern im ganzen Leben Menschengunst nachstellen und an Gottes Gnade nicht denken, Menschen fürchten und Gott nicht, ihren Mantel nach dem Winde hängen, dem Säuseln aber und den Stürmen, die von Gott kommen, Herzen und Ohren verschließen?" Wo die Überlegenheit der Frau am Tage ist, der Mann ihrer auch bedarf und sich tatsächlich der Leitung der Frau unterwirft, wie z. B. Joggeli der Glunggenbauer in Uli der Pächter, so erregt doch eben diese Überlegenheit seinen Neid, sein Mißtrauen, seinen Ärger, und er sucht sich aufs kleinlichste dafür an ihr zu rächen. „Ein Kalb sei dumm", sagt diese Glunggenbäuerin

einmal, „aber so mit einem jungen Mann sei es doch noch lange nicht zusammenzuzählen, selbst mit manchem alten nicht." Sie betrachtet das Mannsvolk, heißt es, „wie Käfer und Mäuse, wie eine Art Ungeziefer, welche man in Geduld und Langmut zu ertragen habe, weil es eben von Gottes väterlicher Hand geordnet sei." Zur Erhärtung der Minderwertigkeit der Männer führen die Frauen auch an, daß Judas ein Mann gewesen, und daß der Teufel ein Mann sei, und die sprichwörtliche Rede, daß die Männer aus Galgenholz geschnitzt seien.

Wäre nun der Mann in weltlichen Dingen so überlegen, daß die Frau nach außen eine zuverlässige Stütze an ihm hätte, oder wären die Frauen in weltlichen Dingen so untüchtig, daß sie ihn durchaus nötig hätten, so ließe sich das als eine Art Ausgleich betrachten; aber nicht einmal das ist der Fall. Die Gotthelfschen Frauen sind alle tätig, energisch, regimentsfähig. Vreneli wird das feldherrliche genannt und von ihr gesagt, es habe eine aristokratische Natur, fähig zu regieren. Schon von den jungen Mädchen wird verlangt, daß sie befehlen können, und vom Gritli in Zeitgeist und Bernergeist, die als gebrochene Frau stirbt, wird als Ursache, warum sie im Leben scheiterte, gesagt: „es fehlte ihr der gehörige Überblick, ein mächtiger

Wille, kurz das Talent zu befehlen". Denn sie muß nicht nur in ihrem Wirkungskreise das weibliche Gesinde und die Kinder regieren, sondern im Notfall auch den Platz des Mannes ausfüllen können. Goethe hat einmal gesagt, die beste Frau sei diejenige, die imstande sei, ihren Kindern den Vater zu ersetzen. Die Gotthelfschen Frauen, das heißt die guten unter ihnen, können das; aber das ist nun das Merkwürdige und Charakteristische, daß sie daraus kein Recht ableiten, daß das gegenseitige, auf Oberhoheit des Mannes beruhende Verhältnis dadurch nicht verändert wird. Von der Frau Hans Berners in der kleinen Erzählung Hans Berner und seine Söhne wird gesagt:

„Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt, und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte, als wäre er es selbst." Hans Berner ist nun ein tüchtiger, braver Mann; aber auch in anderen Fällen, wo der Mann weniger tüchtig oder geradezu untüchtig ist und die Frau mitregieren und häufig wiedergutmachen muß, tritt sie doch hinter ihm zurück, am schönsten, voll Humor und unerschöpflicher Güte bei vollständiger Aussichtslosigkeit, die Glunggenbäuerin. Das hindert nicht, daß sie ihm gelegentlich gründlich und derb die Meinung sagt, wenn es sein

Seelenheil angeht, oder das Wohl anderer Menschen, denen er Unrecht tut, aber auch um ihr eigenes Recht und ihre eigene Würde zu wahren. „Ich bin nicht deine Magd, sondern deine Frau", sagt Vreneli zu Uli in einer solchen prächtig blitzenden Predigt.

Die Unterordnung der Frau ist nicht das Anschmiegen des Schwächeren, nicht blinde sklavische Verliebtheit oder Furcht — wenigstens nicht bei den Idealgestalten Gotthelfs — sondern das Nachgeben des Klügeren und Gütigeren, das bescheidene Zurücktreten des Kraftvolleren, es ist vor allen Dingen, wie schon gesagt, die Ehrfurcht vor der göttlichen Ordnung, nach welcher der Mann nun einmal zum Haupte der Familie bestellt ist, zum Vertreter der Familie in der Welt.

Man fragt sich, ob der Mann denn gar nichts vor der Frau voraus habe, was ihn zu dieser Stellung berechtigt. Doch, er hat allerlei: seine Selbstsucht, seine Körperkraft, seine Rauflust, seine Gewalttätigkeit, seine Herrschsucht und Geldgier. Man muß bedenken, daß der Mann zum Vertreter der Welt geordnet ist und diejenigen Eigenschaften haben muß, die im Kampf ums Dasein und in der Welt vorwärtsbringen. Was an der Frau grobe Fehler wären, ist am Manne notwendig, diese

Eigenart bildet einen Teil der Weltordnung so gut wie das Böse, das Häßliche und die Übel. Des Mannes natürliche Eigenart muß zur Erhaltung des Gegensatzes und der Bewegung da sein; auf Güte allein gestellt würde die Welt stillstehn, so gut wie sie auf Selbstsucht allein gestellt sich verzehren und auseinanderfallen würde. Gotthelf schildert auch gutmütige, schwache Männer wie Hans und seinen Sohn Jakob in Anne Bäbi Jowäger; aber das ist eine Verkehrung der Natur, deren schlimme Folge sich gleich darin zeigt, daß die mit einem solchen Manne verbundene Frau ausartet, sich auch verkehrt, selbstsüchtig und herrschsüchtig wird. Das ist der Fall bei Anne Bäbi; der Einfluß von Jakoblis Schwäche auf ein so reines, harmonisches Wesen wie Meyeli ist mit bewundernswürdiger Zartheit nur angedeutet in ihrem kraftlosen Hinsiechen, und wie ihr Herz sich, wenn auch in aller Unschuld und ohne Verletzung der Treue, einem anderen Manne zuwendet. Der Gegensatz darf nicht fehlen, der das Leben anregt; er muß zwischen Mann und Frau da sein so gut wie zwischen Gott und dem Teufel. Gotthelf findet die ländliche Sitte schön, nach welcher der Mann hell, die Frau dunkel gekleidet geht, der Gegensatz also äußerlich sich darstellt.

„Es ist, als ob das Weib der dunkle Grund wäre

(des Hauses Grund und Fundament), auf dem im Vordergrunde der helle Mann hin- und hergeht, aber vom dunklen Grunde gehoben und getragen." Die Frau verläßt das Haus nur ungern, während den Mann seine Geschäfte dazu zwingen; aber auch er bringt womöglich die Nacht nicht außerhalb des Hauses zu.

Eine besondere Vorliebe hat Gotthelf für den jungen Ammannssohn Felix in der Käserei in der Vehfreude. Er schildert ihn als den Herzog der Nachtbuben, einen von Herzen gutmütigen, aber wilden und gewalttätigen jungen Mann, der um sich schlägt, ohne sich viel zu kümmern, wohin er trifft, für den sein Vater beständig Entschädigungen an Verletzte zahlen muß. Der Vater tut das aber nicht ungern, sondern mit einer gewissen Genugtuung, während umgekehrt Vater Hansli in Anne Bäbi Jowäger betrübt ist, daß sein friedfertiges Jakobli ihm nie Anlaß zu dieser Ausgabe gibt. Felix äußert seine Abneigung gegen den Eglihannes, der sie zwar verdient, in einer die Grenze des Erlaubten eigentlich überschreitenden Art; nicht nur daß er ihn schrecklich verprügelt, er stellt ihn auch als denjenigen hin, der das Anneli, seine Geliebte, überfahren habe, wo er doch weiß oder wissen müßte, daß er es selbst getan hat. Diese Wildheit

schadet ihm in Gotthelfs Augen gar nicht, im Gegenteil, er hat sie gern an ihm, wie auch Anneli, das zarte, jungfräuliche, ihn gerade deswegen um so mehr liebt. Selbst wahre Güte und Reinheit entbindet den Mann nicht von der Verpflichtung, der Herr im Hause zu sein und einen Herrscherwillen zu haben. Von dem jungen Mann in der Spinne, der sich heldenhaft opfert, um das dämonische Tier unschädlich zu machen, heißt es,

„und war er doch vielleicht unter allen der Beste, aber sein Wille lag gebunden in seiner Weiber Willen, und dies Gebundensein ist allerdings eine schwere Schuld für jeden Mann und schwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders ist, als Gott ihn will." Der Mann soll wild, derb, gewalttätig, weltlich sein, in allen höheren, religiösen Dingen wird nicht mehr von ihm verlangt, als daß er sich von seiner Frau führen lasse, wenigstens in der Jugend. Es gibt nämlich eine Entwickelung, ein Reifen, demzufolge der ältere, der verheiratete Mann sich allmählich der Art der Frau nähert, ihr Wesen mit seinem verschmilzt, wie ihrerseits die Frau auf der Höhe des Lebens von der erwerbenden, kämpfenden, weltlichen Art des Mannes sich aneignen muß. Sie beginnen gewissermaßen von entgegengesetzten Enden und begegnen sich in der

Mitte. Als natürlicher Weg, um das Ziel der Verklärung der Selbstsucht in die Liebe zu erreichen, ist dem Manne die Ehe geordnet. Im Geltstag erinnert sich der alte Götti einmal der Stufen, über die er auf seinem Lebenswege geschritten ist und gedenkt der Zeit,

„da es noch dunkel war in ihm, nur dunkel das Feuer sinnlicher Lust glühte, im Streite mit Furcht, Eigennutz und Eitelkeit; wie dann die Dämmerung begonnen mit der Unterweisung, die Sonne aber erst ihm aufgegangen, als er mit einem treuen Mädchen die christliche Ehe begonnen." An anderer Stelle sagt Gotthelf, daß erst die Ehe den Menschen gottähnlich mache, weil er lebendigen Seelen das Leben gebe, und die Kinder nennt er die Engel, die die Eltern zu Gott führen. Als einen so gereiften Mann schildert er z. B. Johannes in Uli der Knecht, als vollständig verklärte den Alten im Sonntag des Großvaters und den eben erwähnten Götti im Geltstag. In bezug auf solche Männer sagt er in Jakobs Wanderungen:

„Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvatertum ruht das Deutschtum und das Christentum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe, er ist die sichtbare Vorsehung."

Seiner Auffassung von der Bestimmung des Mannes entsprechend war Gotthelf auch durchaus kein Gegner des Kriegsdienstes in fremden Ländern er verdammte nur das von der Obrigkeit organisierte Reislaufen, das Pensionenwesen, das sich daran knüpfte, und das so außerordentlich entsittlichend wirkte.

„Ist dies nicht", heißt es im Bauernspiegel, „so ist fremder Kriegsdienst den Schweizern heilsam, sie müssen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz, und für böses Blut ist Kriegsdienst die beste Badekur." Offenbar betrachtete er Kriege als Entladungen, die im Verhältnis stehen zu dem im Inneren aufgespeicherten Zündstoff. Er war ein Gegner des in seiner Zeit erlassenen Militärgesetzes, durch welches die Anschaffung der Armatur dem Staat übertragen war.

„Übrigens muß ich aufrichtig bekennen", sagt er wieder im Bauernspiegel, „daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikanische Behörde ein Gesetz geben kann, infolgedessen das Land nach und nach entwaffnet wird, aus den Häusern die eigenen Wehren schwinden und die Lust an Wehr und Waffen ertötet wird; denn nur eine eigene Wehre wird einem lieb, und man wächst mit ihr zusammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen." Mit

Genugtuung sagt er, es sei dem Schweizer eine eigene Schlachtenfreudigkeit eigen, er habe eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, sondern auch das Schwert gut passe. Bei Gelegenheit des Schießens an einer Hochzeit sagt er: „Dieses Schießen ist eine militärische Ehre und stammt aus den Zeiten, wo jeder Berner wußte, daß er ein geborener Soldat sei, und jeder durch ein Gesetz gebunden war, in kriegerischem Schmuck Hochzeit zu halten, bewaffnet in der Kirche sich einsegnen zu lassen." Er hat augenscheinlich große Freude an der alten Sitte, nach welcher die Frau einen Militärmantel anlegt, wenn sie einem Kinde das Leben geben soll, damit es einen kriegerischen Sinn mitbekommt. Wenn man sich die Mühe nähme zu zählen, würde man finden, daß kein Vergleich bei Gotthelf so häufig vorkommt wie Vergleiche aus dem Kriegsleben. Beständig setzt er seine Helden, besonders die Frauen, in Vergleich mit Kriegshelden, das Leben überhaupt mit dem Kriege. Krieg findet statt im Menschen selbst zwischen dem alten nnd dem neuen Menschen, zwischen Mann und Frau, auch wenn sie sich lieben, zwischen Mann und Mann, zwischen Volk und Volk. Und zwar endet der Krieg, das ist sehr wichtig, erst mit dem Leben.

„Denn ausgestritten hat niemand", heißt es in Geld und Geist, „solange das Herz nicht steht, solange das Herz noch geht, erhebt sich neuer Streit, wenn ein alter endet; darum hat nur der ausgestritten auf Erden, der auch ausgelitten hat."

Es gehört deshalb wesentlich zu Gotthelfs Weltanschauung, daß der Mensch nicht danach streben soll, Gott gleich zu sein auf Erden, weil er es nicht kann und auch nicht soll. Hier steckt ein folgenschwerer Gegensatz zwischen menschlicher Moral und göttlicher Moral oder Moral und Christentum. Die Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, mit der auch das Beste, Edelste aller menschlichen Werke behaftet sei, ist oft mißverstanden, als liege darin eine Erniedrigung des Menschen. Sie ist vielmehr ein Schutz für ihn, der gewisse Grenzen nicht überschreiten kann, ohne seine Kraft zu überspannen. Daß die Vollkommenheit auf Erden nur angefangen, erst jenseits vollendet werden soll, auf diesen Satz treffen wir bei Gotthelf oft.

Die ganz vollendeten Gestalten in seinen Werken sind Sterbende, die schon ein Hauch des Überirdischen umweht, wie Anneli in Geld und Geist, und der Großvater im Sonntag des Großvaters. Mit den letzten Erdenschlacken fällt auch das Körperkleid von ihnen ab; da ihre Erziehung be-

endet ist, haben sie auf Erden nichts mehr zu tun. Solange noch Lebenskraft und Zukunft in ihnen ist, haben auch die Besten ihre Fehler und Schwächen, die man gar nicht an ihnen missen möchte. Überwiegend hat Gotthelf als Vertreter der menschlichen Ordnung im Gegensatz zur göttlichen Radikale, Sozialisten, Demagogen, moderne Staatsbeamte aller Art angeführt und diese als unsittliche Menschen geschildert, namentlich unredliche, Heuchler, denen es im Grunde nur um sinnlichen Genuß zu tun, und deren Triebfeder der Neid auf Bessergestellte ist, im besten Falle als Dummköpfe, die Schlagwörter nachsprechen, ohne ihre Tragweite zu begreifen. Man könnte ihm vorwerfen, er habe es sich in dieser Hinsicht leicht gemacht, indem offenbare Untüchtigkeit, vereint mit grob materieller Gesinnung, in Büchern wie im Leben verhältnismäßig leicht zu widerlegen ist. Der Schauplatz seiner Werke hat das wohl mit sich gebracht; das Dorf und die kleine Stadt vertritt überwiegend die unteren Entwickelungsstufen der Welt oder des Teufels: Geiz, Habsucht, Hartherzigkeit, Trunksucht, Liederlichkeit u. dgl.

Einmal hat er aber auch den Versuch gemacht, einen Vertreter der viel subtileren und deshalb gefährlicheren Feinde der göttlichen Ordnung

darzustellen und zu bekämpfen, die durchaus moralisch, ja edel in Sinn und Handeln sind, aber unchristlich, insofern sie auf Erden schon vollkommen sein wollen, und zwar aus eigner Kraft, insofern sie ihr Leben auf sich selbst, anstatt auf Gott stellen. Es ist die Sünde, der nur sehr wenige moderne, pflichtbewußte und vornehme Menschen ganz entgehen, und in der vielleicht viele mitten inne stehn, die sich für sehr gläubig halten. Wer in unserer Zeit sich vor jedem Unrecht hütet, mit strenger Konsequenz immer das Rechte tut, tut es meistens, weil er denkt, daß jede Befleckung ihn entstellen würde, etwas seiner Unwürdiges wäre, weil er tadellos, vorwurfsfrei dastehen will. Das ist aber genau so gut Selbstsucht, wie die Selbstsucht des groben Sünders, ja gefährlicher, weil der grobe Sünder viel eher zur Erkenntnis seiner Sünde kommt, und weil die Folgen jener feineren Selbstsucht zwar ebenfalls leiser und unmerklicher kommen, aber verhängnisvoller sind. Einen solchen gebildeten Idealisten hat Gotthelf im Doktor Ruedi in Anne Bäbi Jowäger darzustellen versucht, aber nicht mit so viel Glück wie seine anderen Charaktere. Er hat ihm eine gewisse innere Unsicherheit, etwas Zerrissenes, im Tiefsten Unbefriedigtes geben wollen, es sollen ihm die

Heiterkeit und Geschlossenheit fehlen, die Gotthelfs gläubige Lieblingsgestalten haben. Andrerseits hat er doch seinem Ruedi mehr Frische und Herzhaftigkeit mitgeteilt, als er seiner Bestimmung nach haben dürfte, eine Anlage zur Schwermut oder zum Wahnsinn ist kaum spürbar. Allerdings lernen wir ihn in der Jugend kennen, wo er noch der Bekehrung zugänglich und eines Umschwungs fähig ist, und sehr wohl möglich ist, daß Gotthelf das Vorbild zu ihm in sich selbst gefunden hat, daß Doktor Ruedi eine frühere Entwicklungsstufe von ihm selbst verkörpert. Jedenfalls will er an ihm zeigen, daß, wer seine Sündhaftigkeit und Schwäche vergißt, Anforderungen an sich stellt, als ob er alles könnte was er wollte und sollte, und sich selbst für alles verantwortlich macht, früher oder später, so oder so an dieser Überspannung seiner Kraft zugrunde gehen muß.

„Werde etwas demütiger", sagt er seinem Ruedi, „das ist die Hauptsache, die dir fehlt; du leidest halt auch an einer Zeitkrankheit, bist zu hochmütig, nicht gegen die Menschen, sondern eigentlich gegen Gott, und das ist eben der Unsinn. Willst den lieben Gott spielen, und fühlst mit jedem Atemzuge dein und anderer Gebrechen, das macht dich bös ... du kriegst noch den Weltschmerz, die

allerneuste Krankheit... Gott kann zuwarten, ihm entrinnt dennoch keiner, darum aber mutet er uns auch nicht zu, seine Werke zu tun. Wohl uns, wenn wir das begreifen und uns nicht vermessen, Gottes Stellvertreter sein zu wollen... Ja, es ist schön, wenn man sagt, der Mensch solle Gott gleich sein, solle seine Pflicht tun, nach Lohn nichts fragen, solle sich innerlich erheben über die äußere Welt, am eigenen Bewußtsein sich sättigen. Ganz anders ist die menschliche Natur, die ist nicht stark an und durch sich selbst, ihrer Schwachheit muß zu Hülfe gekommen sein..." Wie gut auch alles sei was der Doktor tue, heißt es, „seine Natur ist doch die rechte nicht, ist eine sündhafte, treibt zur Sünde, treibt ihn zur höchsten Sünde, sein eigener Gott sein zu wollen, seines Glückes Schmied. Das tut aber ein Mensch nie ungestraft, und das Gefühl seiner Ohnmacht, die eigene Unzulänglichkeit kommt früher oder später mit zermalmender Gewalt über ihn, macht ihn zum Menschenhasser oder führt ihn zu der Lasterhaftigkeit, die aus innerer Zerstörung kommt, oder zu Schwermut oder zu Wahnsinn." Gotthelf verkennt nicht, daß eine gewisse Größe darin liegen kann, wenn jemand die Welt und sich aus stolzer Ungenügsamkeit verneint; aber er hält doch daran

fest, daß es Größenwahn ist, Gott gleich, anstatt sein Kind sein zu wollen. Für die höchste Aufgabe, die den Menschen zum Christen macht, hält er, sich nicht vornehm oder angeekelt von der Welt abzuwenden, sondern liebend und hassend in ihr zu kämpfen, Gott und die Welt in sich zu versöhnen. „Er stand bloß auf der Höhe der Männer des Altertums", sagt er von seinem modernen Stoiker, „die, wenn sie zu Erkenntnis kamen, die Welt genüge ihnen nicht, oder sie seien von der Welt überwältigt, das Schwert sich in die Brust stießen!"

Gegen das Wort „selbst" hat Gotthelf aus diesem Grunde eine gewisse Abneigung; von den Sprichwörtern „Jeder ist seines Glückes Schmied" und „Selbst ist der Mann" zeigt er gern die unchristliche, gefährliche Seite.

„Der Mangel an Rührsamkeit und Selbstbestimmung", sagt er im Bauernspiegel, „das Stehenbleiben auf dem Punkte, auf dem man zu stehen gekommen, dann aber auch die Klugheit, Anschlägigkeit, Ausdauer auf diesem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolkes ist, kann in einem Volke, dessen Glieder geistig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines soliden Glückes werden." Wegen dieser konservativen Natur, die dem Bauer über-

haupt eigen ist, einer angeborenen Anlage zur Gottgläubigkeit, hielt Gotthelf den Bauernstand für das Fundament in einem gesunden Staatswesen. Aus ähnlichen Gründen ist in unserer Zeit Tolstoi zu ähnlichen Schlüssen gekommen.

Es läßt sich denken, daß Gotthelf vielfach entgegengehalten wurde, wie einst Luther, dies Gottvertrauen wirke entsittlichend, indem es den Menschen von der Verantwortlichkeit entbinde und in der bequemen Sinnlichkeit, alles gehen zu lassen, bestärke. Darum läßt er im Bauernspiegel, als Jeremias sich darüber beklagt, wie schlecht er von der Gemeinde erzogen sei, einen „der ein böses Maul hat" ihm entgegnen,

„das sei eben das beste Zeichen, daß seine Gemeinde eine recht fromme sei, indem sie auf Gott vertraut und ihm mich überlassen, im Glauben, es sei genug, wenn er zu mir sehe". „Ja ja, wenn es mit diesem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm", entgegnet Jeremias, und erklärt, daß Gott sich durch die Eltern und jeweiligen Obrigkeiten vertreten lasse und denen damit einen Teil der Verantwortlichkeit auferlege.

„Der Glaube, den ich habe und von dem ich rede", sagt er in Zeitgeist und Bernergeist, „ist nicht der Glaube jener Sekte, die den Tisch deckte, sich daran

setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen wohlgekocht in Schüsseln vom Himmel auf den Tisch fallen lassen. Sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts tut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, richte ich damit das Erstrebte aus oder nicht, sondern in aller Demut Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte, über das was ich tue, bin ich verantwortlich, was ich wirke waltet Gott." Wenn in Anne Bäbi Jowäger die bäuerliche Abneigung gegen die Arzneiwissenschaft und namentlich gegen moderne Methoden wie das Impfen, sich hinter dem frommen Grundsatz verschanzt, Gott schicke die Krankheiten, und der Mensch dürfe sich nicht dagegen wehren, setzt Gotthelf auseinander, daß es darauf ankomme, die rechte Mitte zu finden zwischen Gott walten lassen und Selbsttun.

„Es hat alles auf Erden sein Maß, auch die Geduld und die Ergebung in Gottes Willen." Der Mensch soll ja ein Kämpfer sein, die rechte Passivität soll mit der rechten Aktivität wechseln.

„Freilich geht dann dieses fromme Ergeben zuweilen über in träges Zuwarten, und der Eifrige

wird Meister in seinem Zorn und trittet den allzu Gelassenen und Untätigen mit Füßen. Das ist die Buße, welche Gott verordnet hat dem, der nicht tut was seines Amtes ist, der kein rechter Kämpfer ist im großen Kampfe, der nicht begreift, daß eben die rechte Liebe kämpfen muß, aber eben aus Liebe und mit Liebe."

Natürlich ist es nicht immer leicht, die Grenze zwischen dem göttlichen Willen und dem eigenen Willen zu finden.

„Denn je höher der Mensch steht", heißt es im Druiden, „je mächtiger sein Geist ist, um so schwerer wird ihm der Entscheid, wo das Äußerste zu versuchen oder aber der Widerstand aufzugeben sei." Tierischer Stumpfsinn hat leicht gottergeben sein, edle Naturen reißt ihre Kraft wohl über die Grenze hinaus, wo der Mensch vor Gott zurücktreten soll. Was man wünscht, was der eigenen Anlage gemäß ist, hält man leicht für den Willen Gottes; woran soll man erkennen, in welchen Fällen Gott spricht, in welchen das Ich? In glücklichen Zeiten und bei glücklichen Menschen verständigt sich darüber das Gewissen, ein innewohnendes Bewußtsein, mit dem Instinkt, einem innewohnenden Gefühl; aber je höher die Kultur steigt, desto schwächer werden entweder die beiden Stimmen oder desto weiter

sind sie voneinander getrennt, und desto schwerer wird es, ihre Ansprüche zu vereinen. Gotthelfs Lieblinge tun naiv das Rechte, indem sie sich an Gottes Gebote halten; daneben gehen sie doch auch eigene Wege, Irr- und Umwege.

Die Menschen sind Gott gegenüber wie die Untergebenen eines Hauses oder in irgend einem anderen Lebenskreise; Untergebene müssen selbständig denken und handeln, sonst erfüllen sie ihre Obliegenheiten nur mechanisch und ungenügend, wenn sie aber zu viel selbst denken und handeln, richten sie gar nichts aus oder verderben alles. Innerhalb der göttlichen Ordnung soll der Mensch selbst denken und handeln, denkend und handelnd soll er stets den in der Bibel und in der Natur geoffenbarten göttlichen Gesetzen Rechnung tragen. Kultur, Verfeinerung der Lebensgewohnheiten, Vervollkommnung der Technik z. B. ist bis zu einem gewissen Grade gut, von einem gewissen Punkte an wird sie verwerflich.

Von den Eisenbahnen sagt Gotthelf in Jakobs Wanderungen, diese Art der Beförderung sei geeignet, den Schwindelgeist im Menschen zu verstärken, die Neigung, sprungweise zu erhaschen, was schrittweise erarbeitet werden sollte. Es läßt sich denken, was er vollends vom Fliegen

gesagt haben würde. Sicher liegt eine Gefahr in der allzu großen Erweiterung der Grenzen menschlicher Lebens- und Wirkungskreise, da die menschliche Kraft, das menschliche Herz und Gemüt, die sie ausfüllen soll, nicht mitwachsen kann. In sehr großen Städten und Ländern wird deshalb ein mechanischer Betrieb herrschen. Auch die Natur des Menschen hat ihre Gesetze, die man nicht ungestraft ignorieren darf. Aus diesem Grunde ist Klosterleben und Ehelosigkeit zu verwerfen; die natürlichen Triebe und Leidenschaften sollen veredelt, aber nicht systematisch unterdrückt werden. Überhaupt soll man nichts systematisch tun, denn der Verstand, der nur mit Teilen, nie mit dem Ganzen zu tun hat, ist stets nur bedingt im Rechte. Man soll den Armen helfen, aber nicht die Besitzunterschiede aufheben; man soll, so würde Gotthelf urteilen, mäßig sein, aber nicht den Alkoholgenuß überhaupt verpönen.

Wenn Krieg ist, sollen namentlich die Vertreter der Liebe, Geistliche und Frauen, für den Frieden wirken, aber den Gedanken, durch Einrichtungen irgendwelcher Art einen ewigen Frieden verbürgen zu wollen, würde Gotthelf zu den „Theorien und Dummheiten" zählen, mit welchen die Menschen sich gegen die göttliche Ordnung auflehnen, und wo-

für die vergewaltigte Natur sich so oder so schrecklich rächen würde. Nur von innen heraus können die zerstörenden Leidenschaften des Menschen überwunden werden, geschähe das aber endgültig, so wäre die Erde dem Aussterben nah, wie man an der Verklärung des Einzelnen vor dem Tode sehen kann.

Selbständige Persönlichkeit innerhalb einer gemeingültigen Ordnung, das könnte man als das Ideal bezeichnen, mit dem Vorbehalt, daß diese gemeingültige Ordnung die göttliche sei, nicht eine menschliche, konventionelle. Aus der göttlichen Ordnung zieht die Persönlichkeit immer neue Kraft, wie ein Baum aus dem Erdreich. Gesellschaftliche Konvention ist ein künstlicher Boden, der keine Kraft gibt. Was man unter modernen Persönlichkeiten versteht, ist das was Gotthelf „selbständige, gstablige Ichs" nennt, in bezug auf welche er sagt, eine aus solchen zusammengesetzte Gesellschaft könne nicht bestehen, sie müßten sich entweder gegenseitig auffressen, oder die Gesellschaft müsse aus Schwäche und Hohlheit zusammenbrechen.

Ich komme zum Ausgangspunkt, zur Familie, zurück, um noch einen Blick auf das Verhältnis der Kinder zu den Eltern zu werfen, das durchaus auf

Befehl und Gehorsam gestellt ist. Selbst wenn die Eltern so unzulänglich, sogar so schlecht sind wie die Eltern der Anne Marei in Geld und Geist, wäre es doch ein schlechtes Zeichen für Tochter wie Sohn, wenn sie sich ihren widersetzten, ausgenommen natürlich, wenn die Eltern ihnen etwas Böses zumuteten. Sogar der Schulmeister, der von den Eltern nur Übles erfährt, und den berechtigter Selbsterhaltungstrieb dahin bringt, das Elternhaus zu verlassen, leidet unter dem Fluch, den sie ihm nachsenden. Daß das engelgleiche Mädeli die unleidliche Schwiegermutter mit aufrichtiger Ergebenheit pflegt, ist selbstverständlich, ebenso daß Mädchen und Jüngling bei der Wahl des Gatten dem Willen der Eltern sich unterordnen, ohne aber auf den eigenen Willen zu verzichten. Wehre dich, wird dem schwachen Jakobli zugerufen, als er ein ihm widerwärtiges Mädchen heiraten soll, und in demselben Sinne mahnt Resli die Anne Marei. Die göttliche Ordnung, die die Eltern als Obrigkeit eingesetzt hat, wird wohl durch eigenmächtige Gefühle erschüttert, aber nicht ganz umgerissen. Es wiederholt sich hier dasselbe, wie in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau: bei aller Geltung der männlichen Oberhoheit steht die Frau persönlich dem Manne

viel selbständiger, viel mehr die eigene Würde behauptend, gegenüber, als das bei gesetzlicher Gleichstellung der Fall ist.

„Kinder auf dem Lande", sagt Gotthelf in Geld und Geist, „teilen die Arbeit der Eltern, sehen die Früchte davon, kennen die Schulden und Gülten, sind weit enger ins Verhältnis gezogen, geben daher um so eher ihre Willensmeinung kund." Innerhalb der gezogenen Grenzen wird die Eigenart der Kinder von den Eltern respektiert, und die Eltern sind sich der Verantwortung den Kindern gegenüber stets bewußt. Das gleiche ist über das Verhältnis von Meisterleuten und Dienstleuten zu sagen, das eine bedeutende Rolle in Gotthelfs Werken spielt; denn die Dienstleute gehören ja zur Familie, zum Hause, dem Mittelpunkte seiner Welt. Die Grenze zwischen Meister und Knecht ist scharf gezogen, es sind verschiedene Stände mit gesondertem Recht, aber innerhalb dieser Grenzen stehen sie sich näher als in der modernen Welt bei gleichem Recht. Das hängt auch damit zusammen, daß keine gelehrte Bildung sie trennt. Trotzdem die Dienste in den Meistern Respektpersonen sehen, das Höchste auf Erden, so haben sie doch ein starkes Gefühl ihres eigenen Wertes und betonen das. Es besteht gegenseitig eine menschliche Anteil=

nahme, die die Kluft des Standes viel wirksamer überbrückt, als Gleichstellung der Rechte die persönliche Verschiedenheit ausgleichen kann. Meister und Meisterin fühlen sich verantwortlich für das leibliche und seelische Ergehen der Dienstleute, diese für das Gedeihen des Herrschaftshauses, das auch für sie der Mittelpunkt des Lebens ist. In Uli wird der Bodenbauer der Erzieher und geradezu der Vater seines Knechtes, vollends sind die guten Bäuerinnen die zwar oft strengen, aber im Grunde wohlmeinenden Ziehmütter des Gesindes, so die Base in Käthi die Großmutter.

In den Wirkungskreis der Bäuerin gehört vor allem die Fürsorge für die Armen. Wie weit die Fürsorge geht, das hängt vom jeweiligen Vermögen ab, jedes Haus hat so viel Arme, wie es ertragen kann. Es ist ein Zeichen von Schlechtigkeit von einer Frau, von Entartung, wenn sie nicht gern gibt, mindestens ein Zeichen von Emporkömmlingstum. Die rechte aristokratische Bäuerin liebt ihre Armen wie ein König seine Vasallen, und zwischen ihnen und ihr besteht, wie zwischen jenen, ein Verhältnis gegenseitiger Treue.

Seiner weltlichen Stellung gemäß steht der Mann der Mildtätigkeit seiner Frau mißtrauisch und feindselig gegenüber, sogar der gute Christen

in Geld und Geist tut das. Die Frau spielt fast immer die Rolle der heiligen Elisabeth, an der Gott das Rosenwunder vollzog, um sie vor dem Zorne ihres Mannes, des Landgrafen, zu schützen, der ihr verboten hatte, den Armen so reichlich zu spenden. Der Beste ist noch der, der sich begnügt zu brummen, wenn er die Frau auf dem Wege der Mildtätigkeit sieht.

Die Frage der Beziehungen zwischen Arm und Reich beschäftigt Gotthelf beständig, und sein Standpunkt ist dem seiner Zeit, wie der unsrigen, ganz entgegengesetzt. Der Unterschied in den Besitzverhältnissen gehört nach ihm zur göttlichen Ordnung; er ist durch die Verschiedenheit der persönlichen Kräfte bedingt und gehört, religiös gesprochen, zum göttlichen Erziehungsplane, den der Mensch, wenn er ihn nicht durchschaut, annehmen soll ohne zu kritisieren. Daß Gotthelf gegen eine vollständige Aufhebung dieses Gegensatzes war, ist also selbstverständlich; aber er war auch ein Gegner einer staatlich geordneten Armenfürsorge, überhaupt einer Behandlung der Armenfürsorge als Rechtsgegenstand. Vor allen Dingen betrachtet Gotthelf die Armut durchaus nicht als Unglück; sie kann es nicht sein, weil Glück und Unglück nicht von äußerlichen Dingen abhängen,

sondern von der Beschaffenheit des Herzens. Zum Unglück wird die Armut nur, wenn Neid, Bitterkeit, Genußsucht oder Laster dazukommen. In einem gewissen Sinne ist die Armut sogar ein Glück, indem sie den Menschen auf Gott verweist, den man im äußeren Glück leicht vergißt. Die inneren Güter pflegen sich vor den äußeren zurückzuziehen. Doch darf man nicht denken, Gotthelf habe die düstere Seite der Armut vertuschen wollen, im Gegenteil, er malt das Elend der Besitzlosen herzzerreißend, als habe er es selbst durchgemacht, und bewundert diejenigen, die sich aufrecht hindurchkämpfen, als Helden. Käthi, die Großmutter, vergleicht er mit einem siegreichen General, und spricht von ihrem „mehr als vierzigjährigen Heldenmut, der im Kampfe aushielt und standhielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, sondern alle Tage neu ansetzte". Andrerseits spricht er mit offenbarer Verachtung von lasterhafter oder fauler Armut, die in Verlumptheit ausartet, und mit einem Unterton von Geringschätzung von Armut, die auf Untüchtigkeit beruht. Daß auch Käthi die Großmutter durch eine gewisse, wenn auch verzeihliche Schwäche in ihre dürftige Lage geraten ist, wird angedeutet. Selbst wenn die Schwäche nur in einem mangelnden Sinn für das Weltliche

und Geschäftliche besteht, also als ideale Veranlagung in Anspruch genommen werden könnte, bleibt sie in Gotthelfs Augen Schwäche, die der Betreffende überwinden, und deren Folgen er tapfer auf sich nehmen muß; poetische oder mystische Neigungen berechtigen niemanden, sich von dem Kampf ums Dasein, der jedem Erwachsenen geordnet ist, zurückzuziehen und andere für sich sorgen zu lassen.

Sehr oft sagt Gotthelf, daß das Weltliche mit dem Geistlichen genau so unzertrennlich miteinander verbunden sei, wie der Körper mit dem Geiste, und daß unsere weltlichen und unsere christlichen Pflichten einander durchaus nicht so fern liegen, wie viele meinten.

„Mit Ehren durch die Welt kommen und niemand zu plagen" heißt es in Käthi die Großmutter, „das ist ein gar schöner Spruch und der hat einen goldenen Klang. Allerdings ists eine Ehrensache, und zwar nicht bloß für diesen oder jenen Stand, sondern eine allgemeine, rein menschliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihülfe und ohne Krücke sich so durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menschen bestehen mag mit Ehren. Dieses Vermögen bedingt die Selbständigkeit der Menschen; es allein macht den Mann zum Manne;

mehr verstehen, der naseweise Schuljunge den gewiegtesten Mann verachtet, weil er allerlei wunderliche, manchmal babylonische Ausdrücke nicht versteht." Von Christus sagt Gotthelf einmal, er werde nicht das Licht der Welt genannt, weil er uns etwas Neues gesagt habe, sondern weil er Gewalt habe. So macht den Christen nicht das Wissen, sondern die Kraft, die auf die Menschen wirkt. Man lese nirgends, sagt er, daß die Schulmeister den alten Schweizern zur Freiheit verhalfen, sondern Hellebarden und Morgensterne, ein gesundes Herz und gutes Gewissen. Bildung nennt Gothelf „die Weisheit, die von innen herauskommt, vernünftige Gedanken schafft und sie weiht mit höheren Gefühlen", gebildet den der „andächtig hinauf in die Sterne schaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt, in Demut sich beugt vor dem Allerhöchsten." Er betont deshalb gegenüber den Ansprüchen und Übergriffen der Schule die Bedeutung des Hauses als natürliche Erziehungsanstalt der Kinder. In Geld und Geist kommt eine besonders schöne Predigt vor über den Text: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Da heißt es:

„Und lasset euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, es ist nicht der Staat, nicht die

Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache in einem Lande, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere."

Eine ebenso starke Abneigung wie gegen die Lehrer hatte Gotthelf gegen die Juristen, gegen das römische Recht und das Schreiberwesen, die übrigens altgermanisch und volkstümlich ist. Das altdeutsche Recht war ein Gewohnheitsrecht, von der Handhabung durch die Person abhängig, höchst beweglich und dem einzelnen Fall anpaßbar; das römische Recht ist abstrakt, aus den einzelnen Fällen abgezogen und auf Begriffe gebracht; es verhält sich zum Gewohnheitsrecht etwa wie die Wissenschaft zur Kunst, wie die menschliche zur göttlichen Ordnung. Dem Gewohnheitsrecht, das aus der menschlichen Natur und den menschlichen Verhältnissen hervorgeht und sich mit ihnen entwickelt, steht der Mensch nicht fremd gegenüber, es baut jeder unbewußt mit daran, es bedarf keiner besonderen Kaste die es auslegt und ihr Verdienst daraus zieht. Dem modernen Richter warf Gotthelf besonders die

die meinen alles im Überfluß haben. Ich könnte es nicht ertragen, sie darben zu sehen, und dort müßte ich es, wenn Gott es mir geordnet hätte. Warum hat Gott es gerade jenen auferlegt und mir nicht? Die Antwort ist, daß der eine diese, der andere jene Schule durchmachen muß, um Kraft in sich auszubilden, sei es Kraft die Welt zu erobern oder sie zu überwinden, sei es die Kraft der Liebe.

Für Gotthelf kommt es im Leben weit weniger auf die äußere Ordnung im Sinne menschlicher Richtigkeit an, als auf das Wachsen, die Veredlung der einzelnen Persönlichkeit, welche nur möglich ist bei freiwilliger persönlicher Betätigung. Die Ausbildung der göttlichen Persönlichkeit unterliegt nur göttlichem Zwange, von außen durch das Geschick, von innen durch Antrieb des Herzens; in weltlichen Dingen ist der Zwang des Gesetzes natürlich notwendig.

Nach moderner Auffassung ist es für den Armen beschämend die Hülfe anderer anzusprechen, und um ihm dies Beschämende zu ersparen, sollen keine Almosen mehr gegeben, soll vielmehr genossenschaftliche Selbsthülfe eingerichtet oder ein Rechtsanspruch des Armen auf Unterstützung durch die Gesellschaft angenommen werden. Das ist der Gotthelfschen Auffassung entgegengesetzt, nach

welcher gerade die Entwickelung gegenseitiger Liebe auf Grund von persönlicher Wohltat und Dankbarkeit der gottgewollte Zweck ist. „Wenn man sich das Maul gönnt, wie der Schweizer sagt, d. h. wenn man nicht zu hochmütig ist für ein gut Wort, eine freundliche, manierliche Bitte, und nicht alles wollte von Rechtswegen, mit geballter Faust und unter Blitz und Donner, es wäre gewiß ganz anders unter den Menschen; viel Liebe und Erbarmen würde sich finden und manches Herz, das ganz verhärtet scheint, würde sich weich und voll Mitleid erzeigen." Im Erdbeeri-Mareili hat sich Gotthelf deutlich darüber ausgesprochen:

„Man fordert Dankbarkeit vom Armen", sagt er da, „Ergebenheit, aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß, soweit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohltäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohltaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als einen Bruder sich ihm gibt. Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne einmal so recht sollte scheinen lassen." Das Schloß-

fräulein im Erdbeeri-Mareili lernt im Umgang mit diesem, ihrem Dienstmädchen, den Unterschied kennen zwischen der Liebe zur Wohltätigkeit und der Liebe zu armen Personen; erst als sie diese empfindet, ist sie eine Christin, eine erleuchtete Persönlichkeit geworden.

Als Anneli in Geld und Geist zu spät in die Kirche kommt und eine arme Frau ihr Platz macht, wird dieser Platz in der Kirche ihr zum Symbol für einen Platz im Himmel, und sie erkennt, daß ein Armer ihr durch seine Liebe mehr geben konnte, als sie ihm durch ihre materielle Hülfe.

Das Fehlen der persönlichen Liebe also richtet die organisierten Einrichtungen zur Armenfürsorge.

„In vielen Orten hat man Krankenkassen", heißt es in Jakobs Wanderungen, „es ist recht schön, aber Krankenkassen sind keine Menschen mit warmen Herzen, sie haben nur kaltes Geld, höchstens gewärmte Betten."

Es ist natürlich, daß die persönliche Liebe sich in der großen Stadt schwerer entfalten kann als in der kleinen und auf dem Lande leichter als in der Stadt. Darum heißt es ja auch: das Land hat Gott gemacht, die Städte machen die Menschen. Der Schauplatz von Gotthelfs Welt ist das Land, mit der Stadt befaßt er sich nicht viel und selten ohne

eine gewisse Ironie, die Großstadt würde er vollends ablehnen. Seine Bauern schildert er als überwiegend selbstsüchtig, geizig, roh, hart, karg in der Äußerung herzlicher Gefühle, verletzend im Ausdruck der Lieblosigkeit; aber was an Gefühl erscheint, ist unmittelbar, ganz wahr und wirksam. Der städtische Kulturmensch, der mehr Moral, Geschmack oder Ehrgefühl und Stolz hat als Religion, stellt sich zu hoch, um so roh selbstsüchtig zu erscheinen wie der Bauer, nimmt er es ernst, so gestattet er sich auch nicht so zu empfinden. Dabei unterdrückt er aber notwendigerweise auch die liebevolle Empfindung, denn Liebe zum Ich und Liebe zum Andern entspringen beide aus dem Herzen, und man kann die Selbstsucht nicht unterdrücken, ohne das Herz einzuschnüren. Es bildet sich eine Konvention aus, welche Empfindungen geäußert werden dürfen und welche nicht, ja was überhaupt empfunden werden darf. Diese konventionellen Schranken, eine menschliche Ordnung, faßt Gotthelf als eine Art modernen Heidentums auf, als ein Zeichen nämlich, daß Menschenfurcht an die Stelle der Gottesfurcht getreten ist. Ihr Durchbrechen, eine Folge starken persönlichen Gefühls, sei es Liebe oder Haß, ist wenn auch nicht das unmittelbare Hervorbrechen des Christentums, doch das der Natur,

die das Christentum vorbereitet. Von der Konvention aus kann man nur auf dem Umwege über die Natur zum Christentum gelangen.

„Diese konventionellen Schranken", sagt Gotthelf im Erdbeeri-Mareili, „sind nicht absolut — allgemein, sondern fast jedes Haus hat seine eigenen, engere oder weitere. Ja, man sieht zuweilen in einem Hause große Rücksichtslosigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängstliches Hüten aller Formen, eine um so strengere Gemessenheit in Reden und Bewegen, und diese Form wird um alles gezogen, und alles muß sich in dieselbe fügen, die stärksten Gefühle, Liebe und Religion, oder Liebe zu Gott und Menschen. Wo irgendwie diese Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als sehr ernste Sünde, welche weder vergessen noch vergeben wird. Familienglieder, besonders weibliche, welche ihr Gefühl nicht immer in dieser konventionellen Hausschranke bergen können, werden beständig mit einer Art von Ängstlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achselzucken wird verblümt von ihnen gesprochen, als ob man sagen wollte: man kann nicht wissen, was Tüfels die noch anstellt. Es ist aber eine gleichsam heillose Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbrust tragen sollen, und zwar zuweilen noch durch

verschiedene Geschlechter hindurch, daß dieser Schnürleib gleichsam die Familien-Zwangsjacke sein soll für alle hohen menschlichen und religiösen Gefühle. Man denke die Folge eines solchen Schnürleibs für die Leiber der Menschen, und wie viel zarter und leichter verkrüppelt sind die Geister der Menschen. Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche sittliches Gefühl und christlicher Geist ziehen, sondern von den sonderbündlerischen Schranken der verschiedenen Häuser."

Die menschliche Ordnung der Konvention, Gotthelf nennt sie auch Brauch-Religion, tritt an die Stelle der göttlichen Ordnung, der Religion, wenn der Mensch sich selbst an Stelle Gottes gesetzt hat, sie ist eine Folge der Selbstvergötterung, von der vorher die Rede war. Sie ist immer auf Heuchelei gegründet, wenn auch nicht bewußt, wobei zuerst die bösen und selbstsüchtigen Gefühle maskiert werden, dann die Gefühle überhaupt, später die innere Leere.

Man könnte hieraus folgern, Gotthelf wäre kulturfeindlich, und ich sagte ja auch schon, daß er es in einem gewissen Sinne und bis zu einem gewissen Grade war, es handelt sich auch hier wieder darum, die rechte Mitte zu treffen. Aller-

dings kommen die Schulmeister und die Schule schlecht bei ihm weg, von der Primarschule bis zur Hochschule. Erstens ist ihm das Mechanische zuwider, das sich des Schulbetriebs so leicht bemächtigt, und das nur auszuschließen ist, wenn der Lehrer eine starke, lebendige Persönlichkeit ist. Von diesem Standpunkt aus empfiehlt er in den Leiden und Freuden eines Schulmeisters demselben die Sommerschulen, wo nur wenig Kinder kommen und der Schulbesuch überhaupt mehr zufällig, das Winterprogramm aufgehoben ist und alles vom Belieben des Lehrers abhängt.

„Bei euren vielen Kindern im Winter herrscht ein gewisser Mechanismus; die Schule ist eine Uhr, die, wenn man sie alle Stunde einmal aufzieht, fast von selbst abschnurrt... Im Sommer da ist etwas anderes; da ist dieser schnurrende Mechanismus zerstört; da müßt ihr die alleinige Triebfeder sein von allem. Da nimmt die Persönlichkeit des Kindes eure eigene Persönlichkeit, euer besonderes Nachdenken, eure eigene Anstrengung in Anspruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule neu einrichten. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, statt nur wie im Winter mechanisch fortgeschoben werden."

Die Schule, sagt er anderswo, sollte eine Schleife aller Kräfte sein, anstatt dessen ist sie ein Nürn=

berger Trichter. Im Schulwesen kommt der Irrtum des modernen Menschen zum Ausdruck, als könne Wissen und Verstandesausbildung gute, tüchtige, gebildete Menschen machen, während es auf den Charakter ankommt; dieser aber bildet sich nur durch Betätigung im Leben. Wie Gotthelf nicht viel vom Wert des militärischen Drills für die Soldaten hält, sondern überzeugt ist, der Krieg sei der einzig wahre Lehrmeister, so glaubt er, daß nur das Leben wertvolle, harmonische Menschen mache.

„So trieb man Abgötterei mit der Schule", sagt er in Jakobs Wanderungen, „hielt sie für den einzigen Faktor, welcher tüchtige Menschen bildet, bedachte nicht, daß der geschickteste Schuljunge der dümmste oder der schlechteste Kerl werden kann, daß das Leben selbst eigentlich die Hauptschule ist, die das Gelernte erst sichtet, zusammenkittet, brauchbar macht, daß das Leben die Kräfte weckt und stählt, welche den Menschen tauglich machen. Das Leben bildet den Charakter, die Schule gibt nur das Wissen, und weil man die Schule vergöttert, leidet man jetzt an dem schweren Übel, daß man wohl allerlei Wissen hat, aber schrecklichen Mangel an Charakter. Man leidet an dem Übel, daß nicht bloß Völker, Stände zerklüftet sind, sondern die Altersstufen, die verschiedenen Jahrgänge fast sich nicht

mehr verstehen, der naseweise Schuljunge den gewiegtesten Mann verachtet, weil er allerlei wunderliche, manchmal babylonische Ausdrücke nicht versteht." Von Christus sagt Gotthelf einmal, er werde nicht das Licht der Welt genannt, weil er uns etwas Neues gesagt habe, sondern weil er Gewalt habe. So macht den Christen nicht das Wissen, sondern die Kraft, die auf die Menschen wirkt. Man lese nirgends, sagt er, daß die Schulmeister den alten Schweizern zur Freiheit verhalfen, sondern Hellebarden und Morgensterne, ein gesundes Herz und gutes Gewissen. Bildung nennt Gothelf „die Weisheit, die von innen herauskommt, vernünftige Gedanken schafft und sie weiht mit höheren Gefühlen", gebildet den der „andächtig hinauf in die Sterne schaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt, in Demut sich beugt vor dem Allerhöchsten." Er betont deshalb gegenüber den Ansprüchen und Übergriffen der Schule die Bedeutung des Hauses als natürliche Erziehungsanstalt der Kinder. In Geld und Geist kommt eine besonders schöne Predigt vor über den Text: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Da heißt es:

„Und lasset euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, es ist nicht der Staat, nicht die

Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache in einem Lande, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere."

Eine ebenso starke Abneigung wie gegen die Lehrer hatte Gotthelf gegen die Juristen, gegen das römische Recht und das Schreiberwesen, die übrigens altgermanisch und volkstümlich ist. Das altdeutsche Recht war ein Gewohnheitsrecht, von der Handhabung durch die Person abhängig, höchst beweglich und dem einzelnen Fall anpaßbar; das römische Recht ist abstrakt, aus den einzelnen Fällen abgezogen und auf Begriffe gebracht; es verhält sich zum Gewohnheitsrecht etwa wie die Wissenschaft zur Kunst, wie die menschliche zur göttlichen Ordnung. Dem Gewohnheitsrecht, das aus der menschlichen Natur und den menschlichen Verhältnissen hervorgeht und sich mit ihnen entwickelt, steht der Mensch nicht fremd gegenüber, es baut jeder unbewußt mit daran, es bedarf keiner besonderen Kaste die es auslegt und ihr Verdienst daraus zieht. Dem modernen Richter warf Gotthelf besonders die

Neigung vor, allzu nachsichtig gegen den Verbrecher zu sein, eine Nachsicht, die er aus dem Unsicherheitsgefühl des modernen Menschen erklärt, ob er selbst, wenn er der Versuchung ausgesetzt wäre, ihr zu widerstehen imstande wäre. Strenge Gesetze und strenge Handhabung derselben sind aber die notwendige Ergänzung von seiten der Welt zu der Lehre von der göttlichen Freiheit, die Luther auf Grund der Evangelien und des Paulus verkündete.

Der Übergang aus dem Gewohnheitsrecht in das römische Recht fällt in die Zeit der Erfindung des Buchdruckes und hängt damit zusammen. Das moderne Bücherwesen und namentlich das Zeitungswesen gehört natürlich nicht in die göttliche Ordnung und war Gotthelf durchaus zuwider; er hat von sich selbst gesagt, das Bücherschreiben sei seinem Temperament eigentlich ganz entgegen, und man glaubt ihm gern, daß er nicht geschriftstellert hätte, wenn man in unserer Zeit dieses Mittels auf die Menschen zu wirken entraten könnte. Verächtlich spricht er von „miserablen Bücherwürmern"; andrerseits hebt er es oft als Ursache und Zeichen von Verwahrlosung hervor, wenn jemand nicht fähig ist, sich in ein gutes Buch zu vertiefen. In Geld und Geist erwähnt er einmal die Gespräche der Frauen in den Krämerläden auf dem Lande,

welche anstatt der Zeitungen die Neuigkeiten verbreiten, und sagt von ihnen:

„Und doch kommen sie im Lande herum, laufen von Haus zu Haus, richten Krieg an und Frieden, Hochzeiten und Kindstaufen, während in den gedruckten oft weder Kraft noch Leben ist, nichts als tote Buchstaben, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockt." Das bedruckte Papier ist ihm auch etwas, das zwischen Mensch und Mensch sich schiebt, Schreib-, Druck- und Zeitungswesen leitet wie die Konvention die persönliche Berührung, den persönlichen Kampf ab und ermöglicht den Menschen, neben die ursprüngliche Welt oder die göttliche Ordnung eine zweite, eine abgeleitete, menschliche Ordnung zu stellen, in welcher er weniger Kraft zu verausgaben braucht, die aber auch kraftloser ist und immer hohler und morscher wird. Kraftloser wird er auch selbst, weil die abgeleitete, von ihm organisierte Welt, in der er sich bewegt, keine Kraft ausströmt und ihm die abgegebene nicht ersetzen kann.

Zur abgeleiteten, menschlichen Ordnung gehört die Geldwirtschaft, während die Naturalwirtschaft zu göttlicher Ordnung gehört. In der Käserei auf der Vehfreude nimmt Gotthelf dazu Stellung. Man glaubte früher, die Güte des Käses hänge von

gewissen Kräutern ab, die auf den Alpen wachsen, und guter Käse könne deshalb nur dort bereitet werden. Es zeigte sich indessen, daß auch der Käse eßbar sei, der in den Tälern bei Stallfütterung gemacht wird, und die Bauern in den Dörfern kommen darauf, daß sie mehr Käse bereiten und ihn besser verwerten können, wenn sie sich genossenschaftlich zusammentun. Diese Art des Verbrauchs schadet der Frau, weil es nun darauf ankommt, möglichst viel Milch in die Käsereien zu liefern und ihr deshalb die Milchwirtschaft entzogen wird. Aus ihr zog sie bisher ein eigenes Einkommen, das sie bis zu einem gewissen Grade unabhängig vom Manne machte, und woraus sie namentlich die Mittel zu ihrer Armenpflege bestritt. Aus diesem Grunde ist die Frau Gegnerin der Käsereien, und es versteht sich, daß Gotthelf ihre Partei nimmt.

Der Gegensatz zwischen Geld- und Naturalwirtschaft verteilt sich bei Mann und Frau so, daß der Mann Neigung zu Geldwirtschaft, die Frau zur Naturalwirtschaft hat. In allen Werken Gotthelfs sieht man, daß der Bauer möglichst viel zu Geld machen, während die Frau Vorräte sammeln möchte. Mit Vergnügen schildert er oft die mit Vorräten angefüllten Speicher in den vornehmen Bauernhäusern, wo man für 2000 Taler verkaufen könnte,

ohne daß eine merkliche Lücke entstände. Im Gegensatz dazu steht die moderne Hudelwirtschaft, wo alles zu Geld gemacht wird um des unmittelbaren Genusses willen. Das Geld repräsentiert die Selbst- und Genußsucht, das Vorrätesammeln das Sorgen für die Zukunft und die Nachkommen. Nun ist aber der Mann als Vertreter der Geldwirtschaft nicht schlecht, im Gegenteil, er muß und soll so sein, nur soll die göttliche Ordnung, in diesem Falle die Naturalwirtschaft, das Fundament bleiben, sie soll nicht vom Geldwesen überwältigt werden. Daß der Bauer über Geld verfügen muß, wenn er es zu etwas bringen will, wird oft betont; um die besseren Zustände der Vergangenheit zu illustrieren erzählt Änneli in Geld und Geist, daß ein ordentlicher Bauer in ihrer Jugend nie ohne ein paar hundert Gulden in der Tasche auf den Acker gegangen sei. Mit unverkennbarem Behagen erzählt Gotthelf vom Hansli in Anne Bäbi Jowäger, dem Typus des altväterischen Bauern, daß er sein Vermögen in Gestalt von verschiedenen harte Taler enthaltenden Beuteln im Hause versteckt, um von allen Wechselverhältnissen des Marktes unabhängig zu sein und aus allgemeiner Abneigung gegen Geld- und Zinswesen; anderseits belehrt doch Johannes seinen Knecht Uli, daß er sein Er-

spartes auf einer Bank deponieren müsse, damit es Zins trage.

Mit der Abnahme der Naturalwirtschaft sinkt die Bedeutung und der Einfluß der Frau, und das bedeutet zugleich ein Sinken des göttlichen Einflusses auf den Mann und die Welt. Scheinbar hat zwar in unserer Zeit die Stellung der Frau sich gehoben, aber erstens wurde das nur dadurch möglich, daß die Frau sich vermännlichte, den Verstand ausbildete, in den Kampf ums Dasein außerhalb des Hauses eintrat, und da sie nicht mehr Mittlerin des Hauses zwischen Gott und der Welt ist, kommt diese verbesserte Stellung nicht mehr Gott zugute; zweitens sinkt im selben Maße wie ihre rechtliche Stellung in der Welt steigt, ihre persönliche Macht über den Mann.

Es geht aus allem diesem schon hervor, daß Gotthelf ein Gegner des modernen Staates sein mußte, der der persönlichen Betätigung, der Familie, der Gemeinde, so vieles entzieht. Es überzeugte ihn nicht, daß organisierte und zentralisierte Tätigkeit besser funktioniert, das ersetzt nach seiner Meinung nicht den persönlichen Geist und kommt nicht auf gegen die Schwächung des Einzelnen, der der Verantwortlichkeit enthoben wird. Charakteristisch ist seine Abneigung gegen Kommissionen.

„Ach ja, an Kommissionen weisen," sagt er in Geld und Geist, „das ist ein prächtig Ding... Und wo ein Herz im Eifer für eine schöne Sache schlägt, im Feuer der Begeisterung sie erfaßt, in der Klarheit eines reinen Augenblicks sie erschaut hat, wie werden diesen Herzen oft Kommissionen für ein schändlich, greulich Ding!" Für ihn sollte der Staat ein Spiel lebendiger, persönlicher Kräfte sein, wo Gut und Böse, Absicht und Instinkt, Notwendigkeit und Zufall sich aufwiegen. Das Böse und der Zufall können nicht ausgeschaltet werden, ohne daß die persönliche, die Gegensätze zusammenfassende Kraft, das Göttliche, ausgeschaltet wird. Sein Ideal war also nicht der aristokratische Verwaltungsstaat, den die Revolution seiner Zeit zerstörte, sondern das Mittelalter, wo es überhaupt noch keinen Staat in unserm Sinne gab. Der der germanisch-christlichen Eigenart entsprechende, in lauter persönlichen Beziehungen sich abwickelnde, auf gegenseitige Treue gegründete Lehensstaat, dies reichgegliederte Gebilde, dessen Fundament die freie, wehrfähige Bauernschaft war, schwebte ihm als schönste Lebensform für ein gesundes starkes Volk vor.

Der Staat im eigentlichen Sinne beginnt, wenn der Mensch nicht nur mit einzelnen, durch Menschen

herbeigeführten Störungen unzufrieden ist und sich gegen diese wehrt, sondern die ganze natürlich-göttliche Ordnung überhaupt mißbilligt und eine selbsterfundene Einrichtung an die Stelle setzt. Es entsteht dann ein besonderer Regierungsapparat, den eine Reihe von Menschen bedienen müssen und der eine Menge von Interessen schafft, die aus diesem Apparat, nicht aus dem Leben selbst entstehen. Es sind nun nicht mehr die allgemeinen, alle angehenden Aufgaben eins mit den persönlichen, sondern das allgemeine, öffentliche Leben wird vom privaten abgetrennt und dadurch zu etwas Abstraktem. In diesem modernen Staate, der eine Erfindung des menschlichen Verstandes ist, eine wenn auch feine und bewundernswerte Maschine, ist das Natürlich-Göttliche nicht mehr vertreten, der Mensch wird nur als menschliches, sinnlich-selbstsüchtiges aber moralisches Verstandeswesen betrachtet. Die Selbstsucht wird demgemäß eingeschränkt, aber nur aus Verstandesgründen, des weltlichen Nutzens wegen.

„Der Staat", sagt Gotthelf in Zeitgeist und Bernergeist, „stellt die Person gewordene konzentrierte Selbstsucht dar, in allen seinen Kindern erzeugt er diese Selbstsucht wieder, und diese selbstsüchtigen Kinder werden sich bald genug erheben

gegen diesen trostleeren Erzeuger, und sich untereinander fressen." Es ist wohl noch eine Kirche vorhanden, die die durch Selbstsucht vereinzelten Interessen versöhnen sollte, aber sie hat keinen Einfluß auf den Staat und ist durch ihre Isolierung eigentlich entleibt, wie umgekehrt der Staat entseelt ist. Die Liebe hat keine gültige Vertretung mehr, es ist kein Band mehr da, das alle Einzelnen, Personen und Nationen, vereinte. Eine solche Gesellschaft aber, bestehend aus lauter selbständigen gstabligen Ichs, wie Gotthelf sich ausdrückt, muß schließlich in der Barbarei des Tiertums, trotz der scheinbar hohen Kultur, zugrunde gehen.

Ich führte vorher die Erzählung die Käserei auf der Vehfreude an, wo Gotthelf gegen die Einrichtung der Käsereien Partei nimmt. Trotzdem findet er sich schließlich damit ab, er läßt die Vorteile gelten, die sich daraus ergeben, da ihr Entstehen nun einmal im Laufe der Zeit liegt. Ebenso hält er es mit der Entwicklung der Neuzeit überhaupt. Er war kein Romantiker, der sich in das Mittelalter hineinträumt und von seiner eigenen Zeit sich tatenlos abwendet. Dazu war Gotthelf eine viel zu christliche Natur, d. h. auf intensive Anteilnahme, persönliches Leben und Handeln, auf Kampf gestellt. Da nach seiner Meinung der Mensch dazu

da ist, um göttliche Träume so viel wie möglich im Leben zu verwirklichen und sich im Lebenskampf zu veredeln, so hätte er es am allerbittersten getadelt, wenn jemand aus Abneigung gegen bestehende Verhältnisse, hochmütig oder mißmutig oder feige, vom Leben sich hätte zurückziehen wollen. Er sah ein, daß es Stillstand nicht gibt, sondern daß, wie die Einzelnen, so die Geschlechter und Völker eine Entwickelung durchlaufen, und daß nach einem Naturgesetz die herrschenden, die oberen Glieder einmal erlahmen, und daß die Kraft dann in die jeweils niederen übergeht, bis alle durchlaufen sind. So sah er ein, daß keine Volksherrschaft aufkommen würde, wenn die Herrscher nicht zuvor schwach und untüchtig würden, und daß ohne zunehmende Schwäche der Männer keine Frauenemanzipation entstehen könnte. Mit dem Erlahmen der herrschenden Glieder schwindet aber auch der Einfluß Gottes, da die dienenden ihr Recht nur außerhalb der göttlichen Ordnung begründen können. Darum, weil Gotthelf das Notwendige und Unaufhaltsame der Entwickelung begriff, bekämpfte er nicht nur sie, sondern alles Schlechte auf der gegebenen Grundlage, suchte er innerhalb erreichbarer Möglichkeit zu bessern und namentlich in den einzelnen Personen das Gute zu

erregen, das Böse zu entlarven und zu vernichten. Daneben stellte er mächtig sein Idealbild hin, die natürlich-göttliche Ordnung, der die menschliche sich ergänzend einfügt, nicht um eine Revolution zu bewirken, sondern wie man in der Zeit der winterlichen Sonnenwende auf die Sonne weist, die, wenn die rechte Stunde da ist, den greisenhaften Winter, die Zeit der Erstarrung, der Surrogate des Lebens überwinden und den Frühling wiederbringen wird. „So denke ich mir," sagt er einmal, „werden die Völker, wenn sie recht in Wirrwarr, durch den Staat in Sümpfe gekommen, wo ihnen der Tod droht, wiederum das Heil in Christo suchen, werden erkennen, daß er der einzige Name ist, in dem die Menschen können selig werden, daß in ihm alleine die wahre Freiheit ist, die von innen heraus, aus dem Heiligtum des Gemütes wachsen kann."

Da es Gotthelf selbst nicht gelungen ist, seine Leser von der Wahrheit seiner Weltanschauung zu überzeugen, wie sollte ein anderer es können? Der moderne Mensch glaubt überhaupt nicht mehr an absolute Wahrheit, Schönheit und Güte, sondern nur an durch die Person bedingte. Deshalb liegt mir daran, die Zweckmäßigkeit der natürlich-göttlichen Ordnung, wie Gotthelf sie darstellt, zu zeigen, gegenüber der Unzweckmäßig-

keit der weltlich-konventionellen, und ich möchte das Ergebnis in ein paar Sätzen zusammenfassen.

Indem der moderne Mensch sich auf sich selbst stellt, anstatt auf Gott, überspannt er seine zentrale Kraft, seinen Geist und sein Gemüt, und es tritt infolgedessen früher oder später eine Dezentralisation in Form von Geistes- und Gemütskrankheiten aller Art ein. Bei größeren Gemeinschaften, Ehe, Familie, Nation, führt die vermehrte Selbständigkeit der Individuen und ihre Loslösung aus dem natürlich-göttlichen Grund und Mittel gleichfalls zur Auflösung und zum Zerfall. Die Hemmung der Natur auf der einen und die Überspannung der geistigen Kraft auf der anderen Seite, worauf die menschlich-konventionelle Ordnung beruht, bewirkt Auflösung des Einzelnen wie der Gemeinschaften, das Hinausgehenwollen über die Art ohne Gott führt zur Entartung. Die Not wird die Menschheit treiben, wieder einen außer ihrer Willkür liegenden Mittelpunkt zu suchen, der ihr die verlorene Kraft wiedergibt, und damit zur natürlich-göttlichen Ordnung zurückzukehren.

Für den modernen Dichter besteht die Schwierigkeit, daß er die konventionelle Ordnung, in der er lebt, erst durchbrechen und die Natur wiederfinden muß, bevor er sie nach dem Bilde Gottes und

seinem eigenen formen kann. Anstatt dessen poetisieren viele das Leben, indem sie das Konventionelle übermalen oder sie stellen ein erträumtes, wurzellos in der Luft flatterndes unvermittelt daneben. Gotthelf ist es durch die Kraft seiner harmonischen Persönlichkeit gelungen, eine ganz wirkliche Welt in den Sternenglanz einer poetischen Atmosphäre zu tauchen, aus natürlichem Boden eine höhere, eigene Welt erstehen zu lassen. Er unterscheidet sich dadurch von den Romantikern, daß er sich nicht die Äußerlichkeiten des Mittelalters aneignete, sondern seinen Geist; daß er die christlich-mittelalterliche Welt nicht deshalb vorzieht, weil sie bunter, farbiger, ästhetischer, sondern weil sie vernünftig, im höheren Sinne nützlich ist.

Er bemühte sich nicht, ein erstaunlich prächtiges Gemälde zuwegezubringen, er ging nur auf wahres, inneres Leben und auf Besserung aus. Aber das Wahre, Gute und Schöne müssen schließlich übereinstimmen. Gotthelfs Werke sind ungekünstelt aus seiner Natur gewachsen, im Feuer seines Geistes erglüht und von seiner kraftvollen Persönlichkeit geprägt; darum haben sie die Schönheit und Wahrheit der Natur, die Wahrheit und Güte göttlichen Geistes und sind noch dazu ganz von seiner Eigenheit durchdrungen. Wäre seine Welt-

anschauung mit dem Verstande zusammengesetzt, so könnte man einzelnes herausnehmen; aber da sie ein organisches Ganzes ist, muß man sie auch ganz annehmen oder garnicht. Die Bezeichnung Volksschriftsteller, die man Gotthelf gewöhnlich gibt, finde ich nur dann richtig, wenn man damit sagen will, daß er nicht für einzelne Stände, sondern für das ganze Volk schrieb, wie es nur ein ganz großer Dichter kann. Bauern schildert er natürlich, weil er die Bauern am besten kannte, dann aber auch, weil im Bauernstande der Mensch noch am wenigsten durch die abgeleitete Welt der Konvention von der Natur und von Gott getrennt ist. Er ist der Dichter des Menschen, der ewig derselbe ist; deswegen weht auch in seinen Werken eine Luft wie in der Bibel und in Homer, sie sind von Himmel und Erde umfangen; wenn auch, verglichen mit diesen von Gott und der Natur selbst eingegebenen Werken, eine gewisse Anstrengung zu spüren ist, die für ihn, den modernen Menschen, erforderlich war, bis er sich zu dieser reinen Atmosphäre durchgekämpft hatte.

